

### Die Herweghs.

Ein rechtsrheinischer Roman von  
Hans Dill.

36. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Wenn sie doch hinüberlaufen könnte zu „Ihrer Mama“, sie sehnten ihr so, die Herweghs, das ganze gemittelt Durchheimander, die interessante Mama, ja selbst nach Herbert hatte sie oft Verlangen. Er war die wandelnde Kaffeehaus und wusste den Anfang aller Vergnügungen, man konnte seine kleinen Gefälligkeiten so schlecht entbehren, die Kaffeehaus ging schon wieder nicht, 3 Schloßherren hatten sie schon daran gehabt, ohne daß es etwas half, Herbert hätte es in fünf Minuten gemacht. Die Schmidt stakete grüßlos an ihr vorbei, sie war natürlich auf seinen Ernst, man sah ihr ordentlich im Rücken die Bosheiten an, die sie über die Kollins im Kränzchen verprügte.

Familienfehden waren sehr unbequem, wenn man in derselben Strafe wohnte. Grete hatte solange zu der Herweghschen Wohnung hinübergeschaut, bis sie eines Nachmittags plötzlich ihren Keks umnahm und hinüberging.

\*

Herbert machte ihr auf „Servus Grete“, er hatte gedacht, es wäre der Briefträger, die anderen sahen im Badegemach um den Kaffeetisch.

Frau von Herwegh sitzt an ihrem Gobelet, der rote Schnabel des Pfeifens war endlich fertig geworden. Vines lange Handhülsen hingen gewaschen auf einer Schürze aufgereiht in der Ecke, und auf dem Bügelbrett lagen drei mundvolle neue Gemänder ausgebreitet.

„Der letzte Versuch“, bemerkte der Sämmel. Vines war im Begriff, nach Amerika zu reisen mit der Teufel. Vines begrüßte Grete mit spöttischem Lächeln, das diese kaum gewahrte vor Herzlopfen, denn der schöne Luz stand ihr plötzlich gegenüber, er war aus der Sojafede aufgetaucht. Er küßte ihre die Hand. „Sieh da, Grete“

Grete wurde von allen Seiten freundlich begrüßt, als ob nichts geschehen sei, und bald sah sie am Kaffeetisch unter der hellbrennenden Lampe, die immer noch den Steinalbdruck trug, und trank Kaffee.

Zwischen ihr und Luz stand etwas wie eine leichte Berlegenheit, aber Grete war ein Stein vom Herzen. Hier fühlte sie sich daheim. Der tyrannische Vater ließ sie nicht allein ins Rathaus gehen, noch in den Tattersall, sie durfte nicht einmal nach Frankfurt fahren ins Opernhaus, und das Abonnement hatte er aufgehoben, „weil es jetzt keinen Zweck mehr hatte“.

„Die arme Grete.“ Die gute Frau von Herwegh, die langsam, aber kumpferig ihre Wolläden zog, nicht vor sich hin. „Wenn einmal Gras über alles gewachsen ist, dann nimmst du dir eine elegante Wohnung und dann kannst du auch mit mir ins Theater gehen, wir haben ja nichts miteinander gehabt.“

„Du kannst sogar meinen Platz haben“, sagte Lane, „denn ich genehmige dieser Welt — so oder so — bald den Rücken zu kehren.“

Von Ernst sprach niemand.

Als Grete sich endlich entschloß, heimzugehen, begleitete sie Luz. Sie gingen eine Weile in der nebligen Dämmerung stumm nebeneinander her.

„Bist du noch böse, Grete?“ fragte endlich Luz.

Der Ton seiner weichen, dunklen, angenehmen Stimme sprach ihr das Herz. Sie begann zu weinen.

„Ach, Luz, wie hab' ich dich geliebt!“

Er zog ihren Arm unter den seinen und ergriff ihre Hand. Tränen stürzten ihm immer wieder. Er konnte so wunderbar trösten.

Eine dunkle Allee nahm sie auf, in der in sehr langen Abständen ein paar trübe Laternen brannten, im Schatten der hohen Palmen wanderten sie dahin. Zwischen ihr und dem Waldweg an ihnen vorbei in der Richtung der Stadt zu und verlor sich in der Ferne. Rheinland lag hinter ihnen, mit seinen Lichtern und weißen Dächern. Sie sprachen von vergangenen Tagen und ihrer Liebe.

Von seiner verzweifelten Lage, dem Drängen Goldbergs, der ihn zu der Verlobung mit seiner Obersten Tochter gezwungen hatte. „Und dann kam der Standesamt mit Ernst. Verzeih“

„O bitte“, sagte Grete. Sie konnte ja nichts dafür.

„Und du warst mir ja verloren“, fuhr Luz fort. „Dein Vater hätte es ja nie zugegeben, der hat von einem Herwegh genug.“

„Ja, er ist schrecklich geizig“, sagte die Tochter. „Später soll ich mal eine Million bekommen, ohne das von der guten Großmama, aber die lebt noch sicher zwanzig Jahre, sie will hundert alt werden, sie will ins Blatt kommen, sagt sie.“

„Und so lang konnte ich doch nicht warten“, fuhr Luz fort. „Ich würde mich ja gebildet haben“, er preßte leicht den vollen weichen Arm neben sich, „aber Goldbergs ist nicht so.“

Der dunkle Schloßpark nahm sie auf. Er war zu dieser abendlichen Stunde leer, auf der Schloßterrasse stand ein Diener welches Laub zusammen, das rote Schloß schimmerte mit seinen verschlossenen Türen wie ein Spitzbüchse die Räume. Sie wanderten engereinigungen auf

den breiten Parkwegen und sprachen von künftigen Tagen und wie man diese Trennung ertrüge.

„Du wirst mich nie vergessen, nicht wahr, mein Luz?“

„Nein“, sagte er, „es wird mir wenigstens sehr schwer werden.“

Er zog sie auf eine Bank, die verstreuten von Gedächtnis umgeben in der Dunkelheit stand, unter einer großen eichenartigen Eiche. In den Büschen rauschte der Wind, der vom Rhein herüberkam. Zwischen der dunklen Wolke trat der bleiche Mond heraus und ergoß sein überbes Licht über den verlassenen Park.

Sie nahmen sie Abschied.

Niemals war es Luz so zu Bewußtsein gekommen, was es hieß, eine Verwundtheit einzugehen. „Aber sieh mal, Grete, die meisten meiner Kameraden müssen es, und die Fürsten auch. Den Königen werden die Frauen von anderen ausgeführt. Schon aus dem Grund möchte ich sein ergebendes Haupt sein — denn ich kann mir meine Frau wenigstens selbst aussuchen, und es ist reiner Zufall, wenn solche Ehen dann glücklich werden, oder nur erträglich, denn das Leben ist lang und man hat auch keine Pflichten.“

Und sie beschloßen, die echte Rheinlandsünder, auf dieser Bank am Rhein, der so süßern in Mondglanz still und schimmernd vorüberließ, sich in die Schicksal zu fügen und gute Freunde zu bleiben.

Zuwellen fiel aus den Eichen ein Regentropfen herab und rann wie eine Träne über ihre Hände.

„Du mußt nicht weinen, Grete“, sagte Luz, „ich werde sonst wieder weich, und das darf nicht sein.“

Grete hörte mit geschlossenen Augen zu. Und war es auch nur eine Stunde verflohenes Glückes, eine solche Stunde wog alles an!

„Leuchtende Tage.“ „Sie glänzen wie ewige Sterne, als Trost für künftige Klage, glühn sie aus goldener Ferne.“ „Es war das letzte Lied, das sie Ernst jungen gehört hinter verschlossener Tür.“

„Nicht weinen, weil sie vorüber, Lächeln, weil sie gemein.“

Nun kann ich davon träumen, dachte sie.

\*

Man mußte sich wieder einmal um Ernst kümmern, fand Frau von Herwegh. Die letzten Berichte des Arztes gaben keinen rechten Einblick in sein jetziges Leben.

Die Münzer Straße hatte erleichtert aufgetaucht, daß sich Ernst auf einige Zeit dem Gesprächsstoffe entzogen hatte und die Generalin konnte ihren Bekannten mitteilen, indem sie mit dem Finger dorthin deutete, wo sich anatomisch nachgewiesen des menschliche Hirn befindet: „Es war also doch, wie ich immer schon sagte.“

Er hatte im Gefängnis Walladen geungen und Ballette komponiert und Doktor Widert hatte es ja selbst vor Gericht offen ausgeprochen. Aber es nahe der Tag, da sich Ernst das Anstaltsort aufnahm würde. Und was dann?

Diese Fragen beschäftigten seine Mutter des Nachts. Zu ihrem Geburtstag war ein großer Korb prächtiger weißer Rosen eingetroffen, im Auftrag von Ernst. Der Gärtner brachte ihn kaum zur Tür herein. In der Mitte steckte eine herrliche vergoldete Lyra, die zwar in keiner rechten Beziehung zu Frau von Herwegh stand, denn sie hatte das Klavierpiel nur während ihrer Mädchenzeit betrieben, aber der Korb rührte ihr Mutterherz. Sie bearbeitete Luz, nach Rheinbad zu fahren. „Es ist keine Pflicht, nach deinem Bruder zu sehen. Man muß wissen, was er tut und wie er sich die Zukunft denkt, ob er ins Ausland geht oder was er anfangen will. Denn hierbleiben konnte er nicht. Sie hatte immer Angst, eines Abends fände die Tür auf und Ernst stände vor ihr als verlorener Sohn. „Eine zweite Herzattade hat' ich einfach nicht mehr aus.“

Daraufhin hatte sich der glückliche Bräutigam denn in die Bahn gesetzt und fuhr nach Rheinbad.

Luz bereitete sich eben zur Laufbahn eines Militärattachés vor, denn seine Braut war sehr ehrgelzig. Während er seine Zigaretten rauchte, schaute er gedankenvoll auf die fruchtbare Rheinebene, die sich zwischen Fluß und Felsenhügeln dehnte. Ueberall grünt die Apfelsäume, welche die langen Landwege flankieren, in den Gärten wurde fleißig gearbeitet, und auf den Feldern ging der Pflug, der in der Sonne blühte. Im Morgenwind eines heiteren Frühlingstages flatterten die Fahnen auf den Burgen, große Schlepplasterer zogen losbeladen auf dem Rhein. Er sah ihnen gedankenvoll nach, während er überlegte, wie man Ernst auf das Schiff nach Australien bringen konnte, denn in Amerika nahmen sie keine fragwürdigen Größeren mehr auf.

Es war den Annäherungen gelungen, endlich eine klare Uebericht über die Herweghschen Verhältnisse zu erlangen. Aus den vielen Unternehmungen, die er geleitet hatte, hatte man wenigstens soviel herausgeschlagen, daß alle Gläubiger befriedigt werden konnten, außer Herrn Kollin, der seine fünfzigtausend Mark heute noch nicht verdingert hatte, die in der Eppenhausener Fabrik verschwunden waren.

Aber Ernsts Kasse war leer und wenn er wiederkam, fand er vor dem Nichts. Er hatte umsonst das Amt gemacht, umsonst den Merender, den Wessler und den Doktor zur, umsonst eine geborene Kollin geheiratet und umsonst die größte Beirer der Stadt gehabt.

Seine Ehre war das einzige, was aus diesem Schiffbruch übriggeblieben war.

Leider konnte man davon nicht leben.

Ernst hatte in seinen Briefen einmal einen Freund erwähnt, der in der Anhalt gefunden hatte — wo fand ein Herwegh seine Freunde? — Ernst hatte ja Gefängniswärter bestochen und Gelotanten besaugert, er würde selbst auf dem Schiff nach Australien einen Freund finden, der ihn „in jeder Lage zu helfen bereit“ war, wie jener wunderliche Wilhelm Rottenhan, von dem soviel in Ernsts Briefen stand.

(Fortsetzung folgt.)

### Politik.

Von Roba Roba.

(Nachdruck verboten.)

Diese folgende Betrachtung der Politik ist, wie man gleich sehen wird, eine durchaus unpolitische Betrachtung — sozusagen eine Münchener Lokalangelegenheit — noch weniger eine Privatangelegenheit — alles in allem nämlich nichts als eine Diskussion zwischen dem Künstler und einem Berg von Fragen, an dem die Künstler gewöhnlich rathlos stehen. — Ich schreibe die Betrachtung nieder in der Gewißheit, wieder einmal ernstlich das Beste gewollt zu haben und mich Gelächers zu ernten — natürlich, mißverständliches Gelächers.

In meinem Atlas finde ich eine Karte: „Schmelzproduktion der Erde“. Die Karte, wo Schmelz gelebt, sind da durch gelbe und gelbbare Kreuze ausgezeichnet. Es leuchten Ostindien heroor, Hawaii und Berlin.

Eine andere Karte: „Verbreitung der Raubtiere.“ Genoa erscheint dunkelblau, fast schwarz; das übrige Indien ultramarin; Stellung ist ein kaum sichtbarer Punktchen. — Oberbären nicht einmal berührt — wiewohl es das einzige Land der Erde ist, wo Löwen noch wirklich wild geühen. — Ja, die Herren Gelehrten!

Drittes Blatt: „Graphische Statistik der Liebe.“ Hauptorte: Odesa, Schanghai, Buenos Aires; Genoa zweiter Größe: Hamburg, Budapest; endlich an dreimünchener Stelle: Paderborn, Hammerfest, Luebeck, München.

Wo bleibt eine graphische Statistik der Künstler? Wenn eine gäbe, müßten Paris und München darauf besonders stehen. In nur um München wohnen die meisten, die besten deutschen Dichter, Maler, Musiker. Ich erwähne nur Richard Strauß (in Partenkirchen), Siegal (am Tegernsee) — in München selbst: Stud und Paul Klee (von denen der letzte, als Meister der Geige, eben so gut bei den Musikern erwähnt werden konnte). — Die Münchener Dichter zu nennen, fange ich nicht erst an. Es gibt ihrer 133 mit Ewigkeitswert und 76 ephemere; Roba Roba zum Exempel wird bald dahin, bald dorthin gerechnet — meistens daß, nicht.

Genug: was die Kunst angeht, geht München an.

2. Ich verpönte mich manchmal folgende irrationale hypothetische Periode:

Angenommen, die Künstler wären bei Besinnung; wie hätten sie zur Politik zu stehen?

Garnicht? Aber die Politik ist das größte Zeitproblem. Politik ist die Kunst, die Energie von Gruppen in Geltung umzuwandeln. Die Gruppen können Vorkereine sein (z. B. die Genere, bestehend aus Frankreich; oder die Mittelklasse, bestehend aus der Deutschen Volkspartei. — Ein Beispiel kleinerer Politik: unter Reichsminister, Oberbürgermeister, der jahrelang den Stadtbeirat München 1 in Reichstag vertrat).

Sollen sich die Künstler von der Politik ausschließen? Können sie's? An'm. Freuen sie sich denn nicht und leben sie nicht mit ihrem Volk?

Es gibt nationale und anationale Künste, gewiss: Musik, Malerei, Tanz auf der einen, die Dichtkunst auf der anderen Seite. Trotzdem ist das Glück jeder, jawohl, jeder Kunst an das Gelingen der Nation gebunden: Wagner sagt den Deutschen mehr als den Franzosen; Verdi am meisten den Italienern.

Homer, Shakespeare und Johannes v. Jansen sind Gengenbeispiele. Sie gehören der ganzen Welt, gewiss. Wird aber Georg Luevi den Madagassen je etwas bedeuten? So geschieht er die oberbayerischen Dialekte handhaben?

Es läßt sich eine Regel formulieren, die allerdings Ausnahmen erlaubt: „Der Künstler lebt und stirbt mit seiner Nation.“

3. Wer sich nie mit Astronomie befaßt hat; wer nicht die eignen Schicksale immerfort, Sekunde um Sekunde, an den Dimensionen der Milchstraße mißt, ist bewußtlos.

Wer sich um Politik nicht kümmert, ist ein Tölpel — selbst wenn er Glotterker wäre.

4. In Fragen der europäischen, der Weltpolitik muß der Künstler mit seiner Nation gehen. Er kann, wenn er das Volk auf solchen Wegen sieht, warnen, protestieren. Im allgemeinen hat er mitzuhalten.

Da die deutsche Nation ihre äußeren Geschäfte heut noch nicht selber führt; vielmehr nur an Recht hat; zu jammern wenn's wieder einmal schief gegangen ist; so wird ich der Künstler, was die äußere Politik betrifft, auf indolenten Willkür zu beschränken haben. Gardens „Zukunft“ erscheint wöchentlich; Preis 2.50 Mk.; im Abonnement billiger.

5. Neues Kapitel: Innere, kleine Politik.

Hier fragt es sich, ob der Künstler sich mehr als Mensch, Glied des Ganzen, als Staatsbürger fühlt — oder die egoistische Politik seines Standes, des Künstlerstandes, machen will.

Es ist Geschmacksache. Ich bin Musländer und in deutschen Dingen mitzureden nicht befaßt; und auch ferner, wiewohl ich nicht das mindeste davon verheße, willens, am Grundlag der Richtmeinung dieser festzuhalten.

